

# Meine indische Ehe [Schluss]

Autor(en): **Hauswirth, Frieda**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Zürcher Illustrierte**

Band (Jahr): **9 (1933)**

Heft 44

PDF erstellt am: **20.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-752575>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



# Meine indische Ehe

VON FRIEDA HAUSWIRTH (Mrs. Sarangadhar Das)

Autorisierte Uebertragung von Jeanne Krünes und Hans Hauswirth

Siebente Fortsetzung und Schluß

20. Februar.

In Mochapal wird an dem Damm und an den Bewässerungsanlagen gearbeitet. Im Durchschnitt sind zwanzig bis dreißig Mann dort beschäftigt. Ich komme wieder darauf zurück, wie erwünscht ein gerader Weg zwischen Mochapal und unseren Häusern wäre.

«Wenn jeder Mann nur täglich eine halbe Stunde daran arbeitet...», fange ich an.

«Wir haben jetzt ganz einfach nicht die Zeit, daran zu denken», antwortet Sarang.

28. Februar.

Ich habe soeben erfahren, daß ein Ochse einen stark aufgeschwollenen Kopf hat. Das eine Horn ist eingewachsen und hat sich ihm tief in die Backe eingebohrt. Warum in aller Welt hat man sich darum nicht schon vor Wochen gekümmert? Wir fesseln und werfen das arme Tier nie-

der und die Spitze des Horns wird abgesägt. Seine innere Seite stak anderthalb Zoll tief im Fleisch. Was für eine furchtbare Nachlässigkeit und was für ein unnötiges Leiden!

Ich habe noch nie Zeit gehabt, mir die Ochsen richtig anzusehen, denn sie werden jeden Morgen, gerade wenn ich beschäftigt bin, in die Hürde bei dem Hause getrieben, während ihr Schuppen gesäubert wird. Von hier aus werden einige zum Pflügen oder Wagenziehen angeschirrt. Die übrigen werden zum Gras in die Dschungel getrieben und kehren erst beim Anbruch der Nacht zurück.

Die Büffel werden für die schwerste Arbeit verwendet. Es sind mächtige Tiere, aber ihre Arbeit beginnt bei Tagesanbruch, da sie schon lange vor Mittag wieder aufhören müssen. Sie vertragen die Hitze nicht und müssen zur Abkühlung ins Wasser getrieben werden.

Heute berichtet der Hirte, daß einer der Ochsen der Herde nicht mehr folgt und ihm Schwierigkeiten verursacht. Er steht mit gesenktem Kopf, ohne zu fressen, bis er weitergetrieben wird. Ich untersuchte die Sache. Der Ochse ist in einer schrecklichen Verfassung, ein bloßes Skelett. Die Hüftknochen sind so spitz, daß sie die Haut durchstoßen haben. Ich lasse ihn in einen Pferch stellen, aber es ist kein Mann frei, um ihn zu pflegen und zu füttern. Manohar und ich machen es aus Mitleid abwechselnd. Wir füttern ihn mit frischgeschnittenen Luzernen von Mochapal und geben ihm Wasser. Aber die ersten wachsen über eine Meile entfernt, das letztere muß von Brahmakunda hergetragen werden. Nach ein paar Tagen wird uns die Arbeit zu schwer, da es so viele andere dringende Dinge zu tun gibt.

«Töte ihn; er kann keinesfalls am Leben bleiben», bitte ich meinen Mann.

Copyright by Rotapfel-Verlag and Vanguard Press 1933

**ZIEL 6-TAGE-RENNEN**

**EIN 6 TAGE-RENNEN!**  
Jetzt hätten wir es wieder hinter uns! Wer kennt diesen Ausdruck nicht, wenn man sagen will, dass eine neue Woche «abgearbeitet» wurde. Es charakterisiert so recht unsere heutige Lebensweise, unsern jetzt so harten Kampf ums Dasein. Doch die Folgen: erschütterte Gesundheit — Mangel an Widerstandskraft — gereizte Nerven — unreines Blut — gespannte Züge.  
**Tun Sie etwas dagegen** — noch heute. **FERROMANGANIN** beweisst seit 30 Jahren auf der ganzen Welt seine erstaunliche Fähigkeit, die Nerven zu stärken, das Blut zu mehrren und zu reinigen, Schlaflosigkeit zu beseitigen, Geschwächten neue Widerstandskraft, neuen Lebensmut zu geben. In der Apotheke um die Ecke zu haben!

**Ferro manganin**  
EIN KRAFTSPENDER FÜR SIE UND IHN

**Lastex DOMINA ORIGINAL**

der **erste** schweizerische Lastex - Gummistumpf gegen Krampfadern, mit Fersen- und Sohlenverstärkung.

1. federleicht
2. nach allen Seiten dehnbar
3. garant. wasch- u. kochecht
4. garant. Schweizerprodukt

Weisen Sie in Ihrem Interesse Nachahmungen mit ähnlich klingendem Namen zurück.

Bezugsquellennachweis durch den Fabrikanten:  
**P. MUHLEGG, SCHAFFHAUSEN**

**Scholl's Zino-pads**  
beseitigen rasch und sicher  
**Hühneraugen**  
Hornhaut u. Ballen in allen Apotheken Drogerien u. Schall-Depots erhältlich  
1.50 p. Schachtel  
Scholl's Fußpflege, Rennweg 30, Zürich.

**Heinrich Heine Kissen**  
Solis

Der neue **Clarion Jr.**

**5 Röhren**

Fr. 250.-  
BELANGREICHE RABATTE AN WIEDERKÄUFER

VERLANGEN SIE PROSPEKTE AN POSTFACH N. 2778 : **BISSONE TESSIN**

**Graue Haare? ENTRUPAL**

gestärktes Wasser, führt den geschwächten Haarwurzeln die verbrauchten Pigmente (Farbstoffe) zu. Originalflasche Fr. 6.50. Prospekt kostenlos.

**Generaldepot und Versand:**  
Zürich: **Josef-Apotheke, Josefstr. 93**  
Depot Basel: **Spalen-Apotheke, am Spalentor**  
Depot Bern: **Kaiser & Cie, A. G., Marktgasse**  
Depot Luzern: **Paulus-Apotheke, Obergrund**  
Depot St. Gallen: **Engel-Apotheke, A. Hönler**

**Alle Hautunreinigkeiten**

● beseitigen Sie mit vollem Erfolg durch **Apolin-Hausteig**

● Ein bewährtes Mittel, das Tausende begeistert loben. Große Flasche Fr. 5.50 per Nachnahme durch **E. Schüle, Müllheim, Tbg.**

**Ellic's und Galanos**  
Milchbuckstr. 15. Tel. 60.321

**ZEPHYR**

reinigt und verschönt den Teint

90 cts.  
1.50 Fr.

**ZEPHYR Creme de Toilette**

STEINFELS ZÜRICH



«Unmöglich. Selbst ich wage es nicht, Vieh zu töten. Kein Mann würde hierleben!»

«Dann laß uns ihn vergiften; niemand wird es erfahren.»

«Ich habe nichts, was stark genug wäre.»

Wieder einmal sind uns die Hände durch unüberwindliches Vorurteil gebunden! Alles, was ich tun kann, ist, mit den Zähnen zu knirschen, mich zu zwingen, dem Pferd fernzubleiben und den quälenden Gedanken an das leidende Tier von mir zu stoßen. Es bleibt nichts übrig, als es wieder der Sorge der Hirten zu übergeben, das heißt, überhaupt keiner Sorge und es seinem langsamen Tode zu überlassen.

Ich bin jede Minute von Tagesanbruch bis zum Sonnenuntergang beschäftigt, bis auf einen müden Mittagsschlaf. Um sieben morgens habe ich mich schon gewaschen, angezogen, meine Hühner gefüttert und gefrühstückt. Frühstens um acht Uhr abends sind wir fertig. Nach den ersten paar Wochen war ich oft schon um halb acht oder früher im Sattel, um bei der Herstellung hölzerner Schlußen an der Bewässerungsanlage zu helfen, — denn damals war ich der einzige noch anwesende Zimmermann auf der Pflanzung, — oder um einen Trupp Leute bei der Anlage von Bewässerungsgräben anzuleiten, die für das Zuckerrohr, welches in Mochapal gepflanzt werden soll, angelegt werden.

Kurz bevor Sarangs Neffe Narottam die Pflanzung verließ, hatte er, selbst ein einfacher Dörfner, der den Halias viel näher stand als Sarang und mehr von ihren Gedanken wußte, uns gewarnt: «Die Halias sind unruhig. Sie sagen, Mem sahib arbeitet selbst wie vier Männer, daher müssen wir mitmachen oder wir sind beschämt. Aber wir ziehen unsere alten Methoden vor.»

Solche Zwischenfälle und Probleme, zusammen mit der harten Arbeit und der zunehmenden Hitze des nahenden Sommers tragen dazu bei, mich mutlos und unsicher zu machen. Es gibt so viel zu tun, und ich möchte doch so gerne helfen. Sarang kann einfach nicht überall sein und er hat keine tüchtigen Helfer. Ich selber kann nur sehr

wenig tun, und vieles von dem, was ich tue, stellt sich als schädlich anstatt nützlich heraus.

Wie viel leistungsfähiger, wie viel tröstlicher würde eine Frau seiner eigenen Rasse für ihn hier in der Dschungel sein! Sie könnte die Hitze ertragen; sie würde die Leute verstehen. Sie würde vermutlich instande sein, die Frauen der Halias zu bewegen, hier zu leben; sie könnte den Kranken helfen, ohne daß Sarangs Zeit und Kraft dadurch in Anspruch genommen würden. Alle diese einfachen Leute, die durch meine Fremdheit verwirrt und unsicher werden, würden Zutrauen fassen.

Ich sage dies — nicht zum erstenmal — zu Sarang. Wie gewöhnlich begegnet er meinen Worten mit einer mit Verletztheit gemischten Ungeduld: «Als ob irgendein Hindu-Mädchen ein Zehntel von dem tun würde oder könnte, was du tust! Ueberdies würde kein Hindu-Mädchen der Art, an die du denkst, herkommen und in der Dschungel leben. Selbst die Weiber meiner Halias wollen es ja nicht! Und gleichgültig, was daraus entstünde, ich würde nie wieder heiraten, wenn du fortgingest!»

### Niederlage

Meine allergrößte Schwierigkeit entstand, als unser Koch uns verließ. Bajja und er waren von Anfang an nicht miteinander ausgekommen. Ueberdies haßte der Koch die Einsamkeit der Dschungel. Außer einem Aufseher war er der einzige Mohammedaner am Ort, und so wartete er nur auf eine Gelegenheit, um wegzukommen. Er vernachlässigte seine Arbeit, fühlte sich unentbehrlich und wurde anspruchsvoll und frech. Er hatte Fieberanfälle, die er übertrieb und ins Unerträgliche zu Feiertagen ausdehnte. Im Zorn sagte Sarang ihm, mit meinem Einverständnis, er solle sich packen.

Erst als ich ein paar Male in der sengenden Mittagshitze über dem offenen Holzfeuer gestanden hatte, wurde mir klar, daß ich ebensogut mit dem Koch hätte weggehen können!

Bajyas andere Aufgaben waren zu mannigfaltig, als daß er viel Kochen für uns hätte besorgen können. Ich aber fand es bald physisch unmöglich, am Feuer zu stehen. Ich versuchte es mit dem Plan, alles fertig vorzubereiten und dann Bajja beim schließlichen Kochen aufpassen zu lassen. Das bedeutete, daß er notgedrungen andere Arbeiten liegenlassen mußte. Sarangs Pferd zum Beispiel. In jener Gegend wird auch ein Pferd als unberührbar angesehen. Nicht ein einziger von unseren Halias, selbst aus der niedrigsten Kaste, wollte das Pferd warten. Der Stall blieb wochenlang ungesäubert. Selbst der treue Bajja wagte nicht, sich beim Ausräumen von Mist sehen zu lassen, obwohl er das Pferd aus Liebe zu Sarang fütterte, tränkte und sattelte.

Um Bajja mehr Zeit zu lassen, gab ich daher das Kochen mittags ganz auf und half mir irgendwie mit kalten Sachen durch, obwohl das immer schwieriger wurde, weil unsere Kalkutta-Vorräte fast erschöpft waren und wir nicht die Absicht hatten, sie nach jener üppigen Hauseinweihungsfeier wieder zu erneuern. Es kostete zu viel. Wir hatten nicht einmal Milch. Der Ochsenhirte konnte und wollte keine Kuh besorgen. Er hätte keine Zeit. Ein weiterer Mann würde nötig sein. Trotzdem hatten wir einen Monat lang eine Kuh, die von Dhenkanal hergebracht worden war. Da es kein Grünfutter für sie gab und sie noch nicht angemelkt war, bekamen wir nicht einmal einen halben Liter Milch täglich von ihr.

Die Sommerhitze kam herangebrochen und Kochen wurde mir immer mehr zur Qual. Ich kam schließlich darauf, fast gar nichts mehr zu kochen, als was sich in einem «Icmic-Kocher» herstellen ließ, einer Art Dampfkocher mit vier übereinanderstehenden, dichtschießenden Töpfen.

Dann kam die große Schwierigkeit mit dem Geschirr. In Kalkutta, wo ich Sarangs Diener Bajja, der mit ihm reiste, zuerst getroffen hatte, tat er ohne Murren jede Arbeit für mich. Niemand von seiner Kaste war in der Nähe, um es zu sehen und ihn deswegen zu belangen. Aber hier auf der Pflanzung, wo mein Bedürfnis nach seiner uneingeschränkten Hilfe hundertmal größer war, fand ich, daß er bei einigen Aufgaben Bedenken zeigte.



**STÄDTL. FACHINGEN**

*Für Gesunde und Kranke!*

**FACHINGEN**

DAS DEUTSCHE KOCHSALZARME HEILWASSER



*Vom Rhein bis zum Rhonestrand sind Schwob's Bernerleinen all' bekannt*

Verlangen Sie in Ihrem eigenen Interesse heute noch die Muster. Dieselben werden Ihnen unverbindlich zugestellt. Die Preise sind gegenwärtig ganz besonders günstig. Beachten Sie untenstehenden Coupon und füllen Sie denselben aus.

*Kennen Sie meine frischen*

**FRANKFURTERLI?**

*...sie sind nämlich eine hervorragende Ruff-Spezialität!*

*Qualitätsvergleich überzeugen.*

Postversand in Kartons zu 5 und 10 Paaren überallhin

Lohnender Artikel für Hotels, Restaurants und Wiederverkäufer

*Metzgerei-Ruff-Fabrik*

**Ruff**

Zürich

WOLF-STUDIO

**INSTITUT JUVENTUS**

UNIVERSITÄT ZÜRICH

Maturität - Handelsdiplom

Abonnieren Sie die „Zürcher Illustrierte“

Zum Tee

**Schnebli**

**Petit-Beurre**



dann sind Sie gut bedient. In allen besseren Geschäften der Lebensmittelbranche erhältlich.



Ausfüllen - Ausschneiden - Einsenden

Ich bitte Sie um kostenlose und unverbindliche Zustellung Ihrer Muster in Bettfisch-, Küchenwäsche, Toilettenluchern, Leibwäsche (Nichtgewünschtes streichen).

Name: \_\_\_\_\_

Adresse: \_\_\_\_\_

Z. Jll.

**Schwob & Co**

Leinenweberei

Hirschengraben 7

**Bern**

**SCHWOB**



Bajja, der uns beide vergötterte, pflegte sich dann mit dem verwundeten Blick eines treuen, geprägten Hundes unsichtbar zu machen.

Bajja wollte mein Geschirr nicht waschen. Auf der ganzen Pflanzung und in den umliegenden Dörfern war nicht eine Seele zu finden, die es getan hätte. Ich mußte es selbst tun, wobei mir Sarang oft half trotz seines eigenen großen Zeitmangels.

Einmal, als ich in heftigem Widerwillen von meinem Geschirr weggelaufen war, weil mich das Schruppen so von Schweiß durchnäßt hatte wie ein Spültuch, fand ich, daß der treue Bajja sich an dem Tage doch schließlich unbemerkt seiner angenommen hatte, sicher erst als alle Halias aus den Häusern fort waren.

In steter Häufung kamen die Dinge zur Krisis.

Eines Tages kam Sarangs Bruder. Er brachte Iwar, einen jungen, nutzlosen Diener mit, aber keinen Koch. Es war sein erster Besuch auf der Pflanzung und dieser bedeutete doppelte Arbeit für Bajja, von dem man erwartete, daß er für ihn kochte. Ich war unsicher, was ich bei den Kastenvorschriften, die ihn einengten, an Gastfreundschaft anbieten durfte, aber ich wollte nichts versäumen. Ich dachte, daß der Bruder sich hier in der Wildnis für weit genug entfernt von seinen anklagenden Kastengenossen halten würde, um es wagen zu können, unser Mahl zu teilen — wenn er nicht etwa aus religiöser Ueberzeugung heraus innere Bedenken hatte.

Trotz der Hitze bereitete ich an jenem Abend ein besonders nettes Essen und deckte den Tisch mit großer Sorgfalt. Dann ließ ich Bajja seinem Herrn Bescheid sagen. Sarang kam allein.

«Wo ist dein Bruder?»

«Im anderen Zimmer.»

«Kommt er nicht?»

«Kommen? Nein. Bajja wird ihm sein Essen von hier bringen.»

Ich war wütend über das, was ich für eine plötzliche Laune hielt, für eine unerklärliche Abänderung der Abmachung, nach all meiner Extramühe. Es kam mir nicht zum Bewußtsein, daß ein Mißverständnis vorlag. Ich dachte, der Bruder habe sich bereit erklärt, wirklich mit uns zu essen, während er nur gemeint hatte, daß er das von mir bereitete Mahl essen wolle, aber für sich allein. Selbst hierin war er in der Nichtbeachtung der Kaste weitergegangen als je zuvor in seinem Leben. Er wollte für sich allein in seinem Zimmer essen, weil er fürchtete, daß sein Diener es in Dhenkanal ausschützen würde, wenn er ihn hier mit mir essen sähe. Auch Sarang hatte gemeint, ich hätte das richtig verstanden. Wenn das der Fall gewesen wäre, hätte ich nie die folgende Bemerkung gemacht, die ich in meinem Unwillen ausließ:

«Was fällt ihm eigentlich ein? Hält er mich für seine Köchin?»

Nun fuhr Sarang seinerseits auf. Es endete damit, daß ich sofort ohne Abendessen nach dem Zelt ging. Auch Sarang rührte nichts an. Erst am nächsten Tage wurde das Mißverständnis aufgeklärt. Aber es wurmte mich doch noch. Ich konnte nur finden, daß all diese Kastenwirtschaft zu dumm sei.

An diesem Morgen entdeckte ich, daß die hinteren Pfosten meines Bettes wieder ganz von weißen Ameisen bedeckt waren. Ich verbrachte zwei Stunden mit Reinigen und mit Abhilfemaßnahmen. So kam ich erst sehr spät nach dem Haus, nicht viel vor Mittag. Das erste, was ich hörte, war, daß ein Mann dagewesen war, den man wegen eines furchtbaren eiternenden Fußes meilenweit auf einem Osdienkarren hergeführt hatte. Sarang hatte ihn fortgeschickt und ihm gesagt, er solle ins nächste Krankenhaus oder zum Kabiraj gehen.

«O, wie konntest du?», rief ich aus. «Ich hätte doch vielleicht irgend etwas für ihn tun können.»

Es war mir ein schrecklicher Gedanke, daß jemand hoffnungslos von meiner Tür abgewiesen worden war. «Du warst nicht hier und es ist für mich einfach eine physische Unmöglichkeit, die Zeit zu opfern! Ueberdies war der Fall hoffnungslos. Ich bin sicher, es war Brand. Der Tor hätte schon vor langer Zeit in die Stadt gehen sollen. Irgendwo müssen wir Halt machen.»

Ich verstehe ein wenig vom Pflegen und von medizinischer Behandlung und habe eine glückliche Hand. Die Zahl der Kranken, die Hilfe bei mir suchten, war von Tag zu Tag größer geworden. Mehrere Stunden mußten jeden Morgen auf Behandlung verwandt werden, und ich bat Sarang fortwährend zu übersetzen, wenn er noch in der Nähe war, und hielt ihn damit von seinen Arbeiten auf der Pflanzung ab. Die Anstrengung wurde zu groß für ihn. Es gab ohnehin mehr zu tun, als er schaffen konnte. Er hatte schon früher einige Fälle weggeschickt, wenn ich gerade nicht in den Häusern war, anstatt mich rufen zu lassen. Ich wußte, es ließ sich nicht ändern. Aber alles dies war so ganz, so hoffnungslos verschieden von dem, wie ich es früher nie gedacht und geplant hatte. Hilflos, hilflos und von dem Elend zerrissen, das wir nicht hindern konnten; die Hände gebunden durch Mangel an Geld, durch Mangel an tüchtiger Hilfe!

Ohne ein weiteres Wort ging ich in die Küche. Da standen die Töpfe noch ungewaschen, ausgerechnet an diesem Morgen, wo ich schon so verspätet war. Ich wußte nicht, daß der Wasserträger weggelaufen war und der arme Bajja das ganze Wasser für die Bäder und den Haushalt selber hatte holen müssen. Ich wußte nicht, wo mir der Kopf stand. Ich rief ihn und ging ohne Ueberlegung auf ihn los:

«Reinige diese Töpfe!»

Verlegen schlich er weg, ohne zu antworten. Da er nicht wiederkam, ging ich nach dem Haus und fand ihn bei Sarang.

Sarang sprach mich sofort an, woraus ich sah, daß Bajja sich beklagt hatte. Unvernünftigerweise wurde ich deswegen böse.

«Er kann die Töpfe nicht säubern, wenn der Diener meines Bruders herumsteht, und du weißt es!»

«Mein Gott, mein Gott!» rief ich aus, krampfhaft bemüht, mich nicht gehen zu lassen. Ein plötzlicher Haß gegen die Dschungel durchfuhr mich heiß. Ich traute mich nicht, zu sprechen, und rannte gehetzt nach meinem Zelt.

Vor mir hinstarrend saß ich da, hin- und hergetrieben von Gefühlen dumpfer Trübsal. Ich vermochte keinen Gedanken mehr zu fassen. Da war einfach nichts mehr zu sagen oder zu denken, es gab keinen menschenmöglichen Ausweg, nichts, was man tun konnte. Eine unerklärliche, undurchdringliche Wand stand vor meinen nicht zu verwirklichenden, guten Absichten, vor meinem Wissen von einem Leben, wie es sein sollte, aber nicht war, auch nicht sein konnte. Und hinter mir lagen die Erbarmungslosigkeit der Dschungel, die krasse Armut und das Elend, die schweren Ketten abgenutzter Gewohnheit.

Ueber mir brannte die Sonne erbarmungslos auf die trockenen Blätter des Daches. Sie nie endendes Zischeln war in diesen Blättern, das sich ins Gehirn einbohrte. Als es mir zuerst aufgefallen war, etwa eine Woche nach meiner Ankunft, hatte ich angenehm überrascht aufgeschaut: Regen! kühler gesegneter Regen in dieser Jahreszeit? Ich lief an die Tür des Laubzestes, fand aber dieselbe unbewölkten, leuchtende Weite des Himmels über mir. Dann entdeckte ich, daß das seltsame trippelnde Geräusch von unzähligen Insekten kam, die an den Blättern meiner Einzäunung knabberten.

Schließlich war dies unaufhörliche Geräusch für meine Ohren für den fühllosen Zerstörungsmarsch der Dschungel gegen unser winziges Bemühen symbolisch geworden. Die Hitze im Zelt war unerträglich. Ich schleppte mich hoch, ging hinaus und fiel in den Liegestuhl. Hier war das spröde Knistern in den Blättern aufdringlicher hörbar. Mein Kopf begann zu pochern, als stäke er in einem glühend heißen, kupfernen Schraubstock. Plötzlich durchfuhr mich die Vorstellung, als sei das Knabbern in den Blättern endloses, leises Trippeln von nackten Füßen auf glattgetretenen Erdfäden; Füßen, die in erwartungsvoller Hoffnung an meine Tür kamen und sich dann, abgewiesen, müde, ach so müde, weiterschleppten. Ja, das war es, was das Trippeln wiedergab, menschliche Füße, die sich müde, müde, müde dahinschleppten. Füße, wie ich einen behandelt hatte, mit rotglühenden, von Blut strömenden, klaffenden Wunden; grüngelbe Füße mit hoffnungslosen Schwären; mit Schorf bedeckte Körper; Körper, die vom Fieber brannten; mit weißen Schleimern überzogene Augensterne, die die Nacht der Dschungel um so fürchterlicher machten; leere Augenhöhlen und bis auf den Knochen klaffende Backen, die die Klauen eines Tieres zerrissen hatten.

Das Gefühl, daß meine Anwesenheit nötig war, hatte mich hochgehalten. Und jetzt sollte auch das kleine bißchen Hilfe, das ich hatte geben können, nicht mehr sein. Sarangs Beihilfe dazu rief ihn auf; er konnte einfach die Zeit nicht hergeben, hatte nicht die Kraft dazu.

Einige, die abgewiesen worden waren, mußten wohl schon die Nachricht in anderen Dörfern verbreitet haben, denn der Strom der Kranken und Leidenden hatte in der letzten Woche abgenommen. «Memsahib will keine Medizin mehr geben.»

«Babu sagt, wir müssen ins Krankenhaus nach der fernliegenden Stadt gehen. Wie können wir das? Wehe!»

Füße, die von einer Tür müde davontrippeln!

Geld, Geld! Wenn wir Geld hätten, so würde ich bestimmt unter den jungen Enthusiasten jemanden finden können, um herzukommen und zu helfen, damit mein Mann bei seiner eigenen Arbeit in dem Pflanzungsbetrieb bleiben konnte. Jemanden mit Ausbildung, jemanden, der die Sprache konnte. Wir könnten dann ein Haus haben, das kühl genug wäre, um mich zu schützen. Kühl! Was für ein gesegnetes Wort.

Kühl! Die lindernde, mütterliche Zartheit dieses Wortes kühl!

Ich war selbst zu matt, um aufzustehen und bis zu dem irdenen Wasserkrug zu gehen, obwohl mich die Kehle vor Trockenheit schmerzte. Ich blieb in dumpfer Erschlaffung auf meinem Stuhle liegen, die Arme an den Seiten herunterhängend, die Füße und Beine gespreizt; selbst die Berührung meines Körpers, eines schweißbedeckten Gliedes mit dem anderen, war in dieser Hitze unerträglich.

Ich hatte niemanden kommen hören. Plötzlich sprach eine zögernde, leise Stimme neben meinem Stuhl:

«Memsahib, Khana tyar hai!»

Es war Bajjas Stimme, schüchtern, bitrend.

Er hatte also das Essen fertig gemacht, obwohl er sich geweigert hatte, die Töpfe zu reinigen! Aber ich war noch zu sehr verletzt. So sah ich nicht einmal zu Bajja auf, antwortete auch nicht. Dann sagte er noch verschüchterter:

«Lassen Sie mich Memsahibs Essen herbringen.»

Ich schüttelte schweigend den Kopf, aber ich war doch ein wenig gerührt. Der arme Bajja; er hatte genug zu tun, ohne daß er Essen für mich trug!

Ich schwieg verstockt weiter und bedeutete ihm mit einer Handbewegung fortzugehen, ohne ihn anzusehen. Dann wartete ich auf den Lauf seiner sich entfernenden Schritte. Aber es blieb still.

In meinem Kopf hämmerte es. Es verging eine Zeit. Dann wieder Bajjas Stimme, zitternd:

«Sahib hat nichts gegessen!»

Das rüttelte mich auf. Sarang, körperlich und geistig ermattet, brauchte Essen, besonders da er schon am Abend zuvor nichts gegessen hatte. Sollte ich ihm auch noch physisch schaden? Ich wandte mich um und sah Bajja an. Plötzlich warf er sich mit einem Schrei und wie ein Kind schluchzend mir zu Füßen, die Arme mit zusammengelegten Handflächen am Boden nach mir ausgestreckt, den Kopf im Staub.

«Memsahib, Memsahib, schlagen Sie mich, töten Sie mich, aber sprechen Sie mit mir! Ich will mich nie mehr weigern. Ich will alles tun, was Sie sagen! Alles, was Sie wollen!»

Entsetzt sprang ich auf, beugte mich über ihn und zog ihn in die Höhe.

«Bajja, Bajja, nicht! Tu das nicht!»

Er blühte mich mit gramverzerrtem, tränenüberströmtem Gesicht an.

«Bajja, sage dem Herrn, er soll anfangen zu essen; ich komme gleich!»

Ein Lächeln leuchtete auf in den feuchtschimmernden, treuen, tiefen Augen. Wie ein Blitz wandte er sich und war weg. Weg, das wußte ich, um meinen Mann zum Essen zu nötigen. Anderthalb Jahre lang hatte er jetzt seinem Herrn mit hündischer Ergebenheit gedient; hatte Sarang die Stiefel ausgezogen, wenn er müde war, ihm sein Essen gekocht, sein Bad bereitet, ihm den Kopf gekühlt und sogar seine Hand gehalten, als der Herr in der trostlosen Einsamkeit hohen Fiebers lag. Dann, als der Anfall vorüber war, hatte er, obwohl selbst von der Pflege zum Umfallen erschöpft, seinem Herrn die fieberwehen Glieder massiert. Treuer Bajja!

Als ich etwas später ins Haus kam, hatte Sarang sein Essen noch nicht angerührt. Er saß zusammengesunken, den Kopf in den Händen vergraben, auf einem Stuhl. Als ich hereinkam, stand er schwerfällig auf und kam auf mich zu. Seine Augen waren voll Kummer.

«Bajja ist ganz herunter. Er ist überarbeitet und wird nicht instande sein, dies noch lange auszuhalten. Ich fürchte, daß er uns vielleicht verläßt.»

Ich begegnete Sarangs Augen schweigend, tief bewegt.

Ich streckte ihm meine Hand hin. «Komm und iß erst», sagte ich sanft und zog ihn nach dem Tisch.

«Warte», sagte er ernst, indem er mich zurückhielt.

«Du mußt dies verstehen, Frieda!» Seine Stimme war ihm schwer. «Frieda, es ist mir unmöglich, ohne Bajja auszukommen. Du mußt vorsichtig sein. Ich weiß nicht, was wir tun sollen. Ich kann ohne dich in der Dschungel leben, aber ich kann hier nicht leben ohne Bajja!»

Sarangs Augen füllten sich mit Tränen als er sah, welchen Schmerz mir dieser Schlag bereitete. Er warf sich plötzlich unter heftigem Schluchzen auf das schmale, harte Brett, das als Bank diente.

Ich stand totenstill und nahm das in mich auf, was ich als die absolute völlige Wahrheit erkannte: Ich, die weiße Frau, war weniger nützlich und weniger benötigt als ein Diener!

Sarang hatte das nicht mit der Absicht gesagt, mich zu verletzen; die Dschungel hatte es ihm abgerungen! In meinen Schmerz mischte sich plötzlich ein übermäßiges Mitleid mit uns beiden. Das war das Ende — unserem Willen und unserem Einfluß entzogen.

Unausgesprochen lag die Erkenntnis zwischen uns, daß wir die Dschungel dem gemeinsamen Zweck unseres Lebens nicht untertan machen konnten. Es war das Ende!

Wir hatten uns immer ausgezeichnet verstanden und innige Freundschaft würde uns stets verbinden. Ueber den noch verbleibenden Wochen in der Dschungel lag eine größere Zärtlichkeit als bisher.

Sarang, der Sohn des Bodens, würde hier bleiben. Ich litt unter der Erkenntnis der Einsamkeit, die sein Los in der Dschungel sein würde; der unbarmherzigen unablässigen Arbeit, deren Hauptfrüchte in seinem Leben nicht mehr reifen würden. Aber es war ein großes Werk, diese Dschungel in eine menschliche Heimat zu verwandeln, und Sarang würde mit diesem Werk zu seiner Größe emporschreiten. Ob ihm ein großer Erfolg oder ein großer Fehlschlag beschieden sein würde, wer konnte das sagen? Allein schon der Versuch war ja etwas Großes!

Ich, die fremde Bewunderin der Dschungel, mußte gehen. Die Tropen wollten von dieser weißen Frau nichts wissen, die Dschungel nahm mich nicht an ihr Herz!

Ehe ich ging, hatte ich die schmerzliche Freude, die ersten Rohrsetzlinge in den neugepflügten Feldern unseres «Zuckerkönigs» zu pflanzen, in dem Bewußtsein, daß meine Augen ihr Wachstum nie sehen würden.

Eines Morgens, bei Tagesanbruch, ritt ich von der Pflanzung ab, während die Pfauen unsere riesige Ebene mit ihrem harten Geschrei erfüllten. Lange, nachdem unser kleines Dorf mit seinen Strohdächern aus dem Gesichtsfeld verschwunden war, drang das herzerreißende Heulen meiner Hunde durch die trennenden Bäume.

Die Dschungel aber wußte von einem Herzenskummer, für den es keine Worte gab!

E N D E

Anmerkung der Redaktion: «Wir machen unsere Leser, die mit großem Interesse unsere Veröffentlichung aus dem Buche «Meine indische Ehe» gelesen haben, darauf aufmerksam, daß es sich lediglich um einen Auszug aus der soeben im Rotapfel-Verlag, Erlangen-Zürich erschienenen deutschen Übertragung des berühmten Lebensromans von Frieda Hauswirth-Das, «A Marriage to India» handelt.»